

Die Glückszahl

Autor(en): **Wechsberg, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Glückszahl

VON JOSEF WECHSBERG

Der dicke Herr mit dem unförmig breiten Strohhut war in Curaçao eingestiegen, und zwei Stunden nach der Abfahrt des Dampfers wußte jedermann an Bord von seiner Anwesenheit. Er befahl das Personal und gab Anweisungen, rief die Musiker und bestellte sich eine besonders fröhliche Tischmusik, dann lud er uns alle in die Bar ein und ließ den Matrosen auf dem Vorderdeck und den Heizern im Maschinenraum Whisky und Bier schicken. Ich habe nie zuvor einen Menschen gesehen, der bei solcher Leibesfülle eine ähnliche Beweglichkeit entwickelt hat. Er lief treppauf, treppab, er war einfach überall, begrüßte die Stewards und lachte mit den Passagieren. Sein Wesen strahlte soviel Gemütlichkeit aus, daß ihm niemand seine Aufdringlichkeit übelnehmen konnte. Er gehörte zu jener Art von Menschen, die ihre gute Laune allen zeigen und mitteilen müssen und eine Freude nicht bei sich behalten können. So wußten wir alle noch am gleichen Abend, daß Herr Haller Zucker- und Kaffeepflanzen auf Trinidad besaß, daß er sich auf dem Heimweg befand und in Curaçao besonders gute Geschäfte gemacht hatte, welche die Veranlassung seiner guten Laune waren. Ich hatte ihn, seinem Aussehen nach, für einen Holländer gehalten, zumal er in Curaçao an Bord gekommen war; aber später erzählte er mir, daß er gebürtiger Oesterreicher gewesen sei, seit langer Zeit allerdings britischer Staatsbürger.

Herr Haller muß auf der Fahrt von Curaçao nach Trinidad einen Teil seiner Kaffee- und Zuckerernte in Alkohol umgesetzt haben. Die Bar glied einem Schlachtfeld, auf dem ständig gekämpft wurde; Haller und seine Streitgenossen saßen und lagen in malerischen Stellungen auf den Sesseln und Bänken, und während der drei Tage, die unser Dampfer für die Fahrt von Curaçao bis Trinidad brauchte, hatte der Barman ständig Bereitschaftsdienst. Schließlich war er so müde, daß er abgelöst werden mußte, während Herr Haller auch am letzten Tag der Fahrt ebenso lustig, ungezwungen und gutgelaunt schien wie am ersten. Er hatte schnell noch einen Kostümball veranstaltet, der dank seiner umsichtigen Leitung einen sehr vergnügten Verlauf nahm, und bevor er das Schiff verließ, verteilte er an Bord so reichhaltige Trinkgelder, daß sein Abschied nicht nur von den lustigen Trinkgenossen, sondern auch von allen Schiffsjungen und Stewards aufrichtig betrauert wurde.

Ich hatte ihn während dieser drei Tage nur selten gesprochen. Er war dank dem Alkohol ständig in gehobener Stimmung und man konnte aus ihm keine drei vernünftigen Worte herausbekommen. Um so erstaunter war ich, als ich ihn zwei Tage später in der Bar des Queen's-Park-Hotels wieder sah, still, freundlich und von einer ganz anderen Geschäftigkeit, die ich bisher an ihm nicht bemerkt hatte. Er hatte zwei junge Leute, anscheinend Sekretäre, um sich, denen er Briefe und Telegramme diktierte; und nachdem er seine Angelegenheiten erledigt und die Angestellten fortgeschickt hatte, kam er an meinen Tisch und fragte mich, ob er mir ein wenig Gesellschaft leisten dürfte. Er müsse noch eine Stunde warten, bis er auf seine Kabel Antwort habe. Ich war einverstanden; Mr. Haller, wie er hier genannt wurde, war ein Mensch, dem man einfach nichts abschlagen konnte, so entwandend war seine Freundlichkeit, seine unaufdringliche, von Herzen kommende Lustigkeit. Er war an diesem Nachmittag weniger lebhaft als auf dem Schiff, er erwartete, wie er mir sagte, wichtige geschäftliche Entscheidungen und schien einigermaßen nervös. Vielleicht war das die Ursache, daß er mir, ohne daß ich ihm Fragen gestellt hätte, von seinem Leben zu erzählen begann. Er war in ganz jungen Jahren aus Europa fort, nach Südamerika, und hatte sich dort hart und schwer durchkämpfen müssen. Der Erfolg und der Reichtum waren nicht über Nacht gekommen, und wenn er es sich jetzt gut gehen ließ, so wußte er wohl, daß er ein Recht dazu hatte.

«Ich habe keine Kinder», sagte Mr. Haller, «und meine Frau wird niemals Not zu leiden haben. Soll ich mein Geld hier zurücklassen, damit fremde Menschen meine schönen Plantagen in ihre Hände nehmen? So gebe ich mein Geld aus und freue mich darüber, und die anderen freuen sich mit mir...»

Er wurde nachdenklich.

«Würden Sie es glauben, daß ich meinen ganzen Lebenserfolg einer Zahl verdanke?» sagte er unvermittelt und blickte mich fragend an.

«Einer Zahl?»

«Ja, es klingt phantastisch, aber Sie werden es verstehen, wenn ich Ihnen alles gesagt habe. Ich spreche mit meinen englischen Freunden niemals darüber, weil sie mich auslachen würden; aber die Menschen vom Kontinent haben mehr Verständnis dafür. Alles, was ich

im Leben erreicht habe, verdanke ich der Zahl 19, meiner Glückszahl.»

«Haben Sie Ihr Geld am Roulettetisch gewonnen?»

«Nein», lächelte er, für so naiv dürfen Sie mich nicht halten. Dann würde ich eben sagen, daß ich Glück im Spiel gehabt habe, aber mit der lebenswichtigen Bedeutung der Zahl 19 für mich hätte das nichts zu tun. Nein! Ich habe Ihnen doch erzählt, daß ich in früher Jugend nach Südamerika ausgewandert bin. Damals waren die Zeiten weniger schwer als heute — in Europa. In Südamerika aber mußte man verdammt zupacken, wenn man nicht untergehen wollte in dem farbigen Menschenstrom. Gott weiß, was ich alles versucht habe damals und wieso es kam, daß alles nutzlos war. Ich weiß nur, daß ich eines Abends zerfetzt, abgerissen, halb irrsinnig vor Hunger in Buenos Aires durch einen Park lief und mich dann vor einem großen, hell erleuchteten Gebäude befand, das die Ziffer 19 trug und darüber in riesigen Buchstaben das Wort 'Variété'. Ich muß wohl ohnmächtig umgefallen sein, denn als ich erwachte, lag ich auf einem Diwan und einige kostümierte Damen und Herren, Tänzerinnen und Artisten standen um mich. Ich mußte meine Leidensgeschichte erzählen und der Direktor entschoß sich, auf Bitten der Artisten, mich aufzunehmen, ich sollte die Garderoben der Künstler aufräumen, während der Vorstellung stand ich, mit einem Feuerwehrhelm und einem Schlauch bewaffnet, hinter der Bühne. Dafür bekam ich das Essen und durfte in einem kleinen Vorraum schlafen. Achtzehn Tage hatte ich schon meine Arbeit getan. Am neunzehnten kam es zu dem schrecklichen Brand, an den man sich in Südamerika heute noch erinnert. Ich hatte den Ausbruch des Feuers bemerkt, aber ich konnte es nicht mehr verhüten. In wenigen Minuten stand der ganze Zuschauerraum und die Bühne in Flammen. Ich rettete, wen ich retten konnte. Lief in die Flammen, durch schreiende, tobende, vor Angst halb irrsinnige Menschen. Am nächsten Tag, da ich im Krankenhaus lag, mit schweren Brandwunden, stand in allen Zeitungen, daß ich neun-

zehn Menschen das Leben gerettet hatte. Ich bekam eine öffentliche Belohnung, konnte mir damit ein kleines Geschäft in Buenos Aires eröffnen. An einem 19. Juni war es, da ich die Mitteilung eines Notars erhielt, ich hätte ein Vermögen von 100 000 Dollar geerbt. Ein alter Herr, der bei dem Brand seinerzeit von mir gerettet worden war, hatte mich zu seinem Erben eingesetzt. Alles weitere ging eigentlich schon einfacher: ich verkaufte mein Geschäft, zog nach Rio, wo ich durch Börsenspekulationen mein Vermögen verdoppeln konnte. Ich hatte Auftrag gegeben, ein großes Boden-Aktienpaket beim Limit 19 zu kaufen, kurz darauf stiegen die Aktien in wenigen Tagen um das Doppelte, man hatte in dem betreffenden Gebiet plötzlich neue Goldvorkommen entdeckt. Ich war allmählich auf die Zahl 19 aufmerksam geworden und den Einfluß, den sie auf mein Leben hatte, um so mehr, als ich ein Mädchen an ihrem neunzehnten Geburtstag kennenlernte, in das ich mich verliebte und das dann meine Frau geworden ist. Ich ging zum Rennen und setzte mich Derby auf das Pferd, das Nr. 19 hatte — und das Pferd, ein Außen-seiter, gewann. Wundert es Sie, daß ich abergläubisch geworden bin und alle Entscheidungen womöglich auf den 19. des Monats verschiebe, auf die neunzehnte Stunde? Auch mein letztes Geschäft in Curaçao habe ich am neunzehnten abgeschlossen, ein sehr günstiges Geschäft.»

«Wann sind Sie geboren?» fragte ich, um nur etwas zu sagen.

«Am 19. März 1891», antwortete er lächelnd, als er mein erstauetes Gesicht sah, «ja, lieber Freund, etwas muß mit dieser Zahl sein. Ich weiß mir ihre Gunst zu schätzen und wenn Sie einmal auf meine Plantage kommen, werden Sie bemerken, daß über dem Torbogen als Wappen eine große 19 prangt. Auch haben alle meine Angestellten am 19. eines jeden Monats frei und werden dann von mir bewirtet.»

Er stand auf, blickte zur Tür, wo der eine der jungen Männer auftauchte, die ich vorher bei ihm gesehen hatte. Er trug ein Kabelformular in der Hand und schien sehr zufrieden. Haller eilte ihm entgegen, las die Depesche, um erleichtert aufzuatmen.

«Da, lesen Sie», sagte er, und reichte mir das Blatt.

«Annahme Sendung zu Ihren Bedingungen stop sendet Ware bis 19.», stand darauf. Haller lachte, deutete mit dem Finger auf die Uhr. Es schlug sieben. Die neunzehnte Stunde...

Was folgte, erinnerte an die ersten Begegnungen, die ich mit Haller hatte. Nach der Arbeit das Vergnügen, sagte er sich, schickte seine Sekretäre in die Stadt, und eine halbe Stunde später erschienen vier würdige Gentle-men in der Bar des Queen's-Park-Hotels und ein fröhliches Zechen begann. Ich wollte mich unbemerkt entfernen, aber Haller ließ mich nicht los.

«Diesmal kommen Sie nicht so leicht davon», lachte er, «so jung kommen wir nicht mehr zusammen. Wir bleiben noch eine Stunde hier und fahren dann alle zu uns hinaus.»

Aus der einen Stunde wurden vier, und die leeren Whisky- und Champagnerflaschen auf dem Tisch häuften sich. Es war Mitternacht, als wir in die Autos stiegen. Haller, der selbst lenkte, fuhr mit einem Freund in seinem Wagen, ich wurde mit drei anderen, schon sehr lustigen und whiskyfrohen Herren in das zweite Auto gesetzt. Dann jagten wir hinter Haller über die nachtschwarze Straße an vornehmen Villen und ärmlichen Negerhütten vorbei. Plötzlich reißt unser Chauffeur den Wagen an, so jäh, daß wir alle nach vorn geschleudert werden. In der Dunkelheit vor uns sehen wir das umgestürzte Wrack eines Autos.

Der Anblick genügte, um uns alle augenblicklich nüchtern zu machen. Wir sprangen heraus. Haller lag in einer Blutlache am Straßenrand. Er war hinausgeschleudert worden und mußte mit dem Kopf auf den harten Asphalt aufgeschlagen haben. Sein Freund, der neben ihm gesessen und wie durch ein Wunder unverletzt geblieben war, kniete schon neben ihm.

«Tot!», sagte er, «er muß gleich weg gewesen sein. Hat sich nicht lange geplagt.»

«Wie konnte das geschehen?» fragte einer erschüttert.

«Er fuhr sehr unsicher, hatte den Whisky im Kopf. Bei dieser Kurve verlor er die Herrschaft über den Wagen, fuhr an den Kilometerstein, das Auto überschlug sich...»

Neben der Straße stand der verhängnisvolle Kilometerstein, und die Scheinwerferstrahlen des zweiten Autos fielen grell auf ihn. Und da fehlte nicht viel, so hätte ich einen lauten Schrei ausgestoßen.

Der Kilometerstein trug die Nummer 19.

Ein Zürcher Roman

Der letzte Großvater

VON BERNHARD DIEBOLD

Umfang 294 Seiten Mit mehrfarbigem Umschlag
Ganzleinen Fr. 9.40

★

Das «St. Galler Tagblatt» schrieb:

«Eine ganze Anzahl Probleme werden in diesem charmannten Zürcher Roman aufgerollt. Das Generationen-Problem, das der Scheinehen, das der Ueberfremdung der Schweiz. Sie finden alle eine Lösung, die vielleicht nicht immer prinzipiell ist, dafür aber um so freundlicher annimmt. Sein Stil ist aber der Reiz dieses Buches. Mit entzückendem Humor gestaltet der Autor seine Helden und ihre wechselvollen Schicksale. Wenn die Zürcher mit dem Buche in der Hand auf die Suche nach dem Schauplatz dieses Romans gehen, so brauchen sie nach seinen Akteuren nicht zu suchen. Man begegnet ihnen auf jeder Straße und in jedem «Beizli». Man legt den «letzten Großvater» beglückt aus der Hand, nicht weil er uns in höhere Sphären führt, sondern weil wir in ihm das Spiegelbild des schweizerischen Menschen sehen, der durch Egoismus, Dürbe und Schnelligkeit immer wieder einen Strahl wärmender Güte durchschimmern läßt.»

Durch alle
Buchhandlungen zu beziehen.



MORGARTEN-VERLAG A.G., ZÜRICH